
Editorial

Was ist Spiritualität? Ökumenische Modevokabel, Sehnsuchts(w)ort und anti-intellektuelle Parole

Kim Strübind

Spiritualität ist in christlichen Glaubensräumen zu einem erstaunlich erfolgreichen und nachhaltigen religiösen Schlüsselbegriff geworden, dessen präzise Bedeutung sich einer verbindlichen Verständigung erfolgreich entzieht. Mit ihm verbindet sich nach verbreiteter Meinung eine Art kontemplatives „Kerngeschäft“ des Glaubens, demgegenüber eine lediglich rationale Reflexion über die Religion durch die Theologie und kirchliche Institutionen als uneigentlich gelten. Spiritualität ist zudem ein noch recht junger Begriff für das geistliche Leben und Praktiken der Frömmigkeit, der erst seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts – angeregt von der französischen Ordens­theologie und weltökumenische Verlautbarungen – durch den katholischen Theologen Hans Urs von Balthasar in der deutschen Theologie und Kirchensprache heimisch wurde.

Spiritualität meint jedenfalls die empirische Präsenz des Heiligen und zugleich die Techniken, sich dieser Präsenz gewinnbringend und sinnstiftend bewusst zu werden. Präzisere Definitionen des Begriffs stoßen immer wieder an durchaus absichtsvolle Grenzen der Verständigung. Dabei ist gerade die produktive Unschärfe des Begriffs ein Teil seiner Erfolgsgeschichte. Das Opake, das ihm anhaftet, kann als Ausdruck der göttlichen Souveränität gedeutet werden, wenn man davon ausgeht, dass Gottes Geist (Spiritus) sein ureigenes und letztlich unergründliches Werk treibt, an dem sich zwar partizipieren lässt, das aber nicht in Worten und Definitionen zu erfassen ist. „Der Geist weht, wo er will und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht“ (Joh 3, 8).

Spiritualität wird gerne als polemischer Gegenbegriff gegen die „verkopfte“ Theologie ins Feld geführt, was freilich auf einem Missverständnis beruht. Auch theologische Erkenntnisse können zutiefst spirituelle Erfahrungen sein, wie die Reformation (und nicht nur sie) zeigt. Wer Theologie nur als Theorie der Spiritualität und deren Praxis für die eigentliche Ausdrucksweise des Glaubens hält, verrät mehr über die eigenen kognitiven Defizite als über die christliche Religion, die eben von ihren neutestamentlichen Anfängen an und nicht zuletzt infolge des alttestamentlichen Erbes gerade das Denken des Glaubens mit dessen Vollzug verband, während sich frei flottierende „Spiritualitäten“ innerkanonisch häufig mit Häresievorwürfen konfrontiert sahen. Der Protestantismus hat den Verdacht gegenüber dem Spirituellen von Anfang an gehegt, bis es der Pietismus und nachfolgende Erneuerungsbewegungen der Vergessenheit entrissen.

Gerade in freikirchlichen und pietistischen Gemeinschaften wird die spirituelle Praxis gerne gegen die Theologie ins Feld geführt, was als ein vulgäres Missverständnis bezeichnet werden darf. Der intellektualistische Zug der Theologie ist vielen Gemeindegliedern unheimlich. Sie gilt als schwer- oder unverständlich und ihr kritisches Potenzial wird durch „schlichte Bibelleser und -leserinnen“ schnell der Häresie verdächtigt. Dagegen wähnt sich das allgemeine Priestertum im Raum der *Praxis pietatis* als trittsicher und hält die Theologie als dessen bloß kognitive Seite gerne für entbehrlich oder einem Spezialistentum vorbehalten. Glauben ist aber nur dort möglich, wo dessen Inhalte auch verstanden werden, wie Rudolf Bultmann zu Recht betonte. So entpuppt sich dieser Antagonismus rasch als eine romantische Projektion. Nicht nur die Kontemplation, sondern auch das Denken ist eine Erfahrung, die der Glaube mit sich selbst macht. Das Ganze der Religion ist „spirituell“, also auf ein letztlich nicht enthüllbares Geheimnis bezogen, vom dem Menschen sich angezogen fühlen und das sich in religiösen Symbolen, Handlungen und Erfahrungen aber auch in dessen Reflexion verdichtet.

Spiritualität ist derzeit auch als konnektiver ökumenischer Begriff erfolgreich. Wo die Ökumene der Theologien durch erkennbar restaurative Absichten eines neuen Konfessionalismus stockt, richtet die Spiritualität der Glaubenden jene Gemeinsamkeiten wieder auf, die durch das Hochziehen konfessioneller Grenzzäune in Frage gestellt werden. Gemeinsame Gottesdienste, Kirchentage und ökumenische Trauungen sowie Feste signalisieren gutnachbarliche Beziehungen zwischen den Kirchen, die auf einer subtheologischen Ebene stattfinden und überwiegend frei von ökumenischen Zumutungen sind. Wo die Theologie die Kirchen wie eine Ikonostase trennt, bringt die Spiritualität gelebter liturgischer Praxis diese wieder zusammen.

Allerdings holt gerade die römische Weigerung einer interkonfessionellen Eucharistie die spirituell Bewegten rasch wieder auf den Boden der realkirchlichen Tatsachen zurück. Nicht nur, dass die evangelische Christenheit von der römisch-katholischen Eucharistie ausgeschlossen bleibt. Katholikinnen und Katholiken ist es darüber hinaus ausdrücklich verboten, an einer evangelischen Abendmahlsfeier teilzunehmen. Aber stellt eine ökumenische Spiritualität, die um das gemeinsame Abendmahl einen Bogen zu machen genötigt ist, sich nicht selbst in Frage?

Das letztjährige Symposium des GFTP ging der Frage nach den Konturen einer ökumenischen Spiritualität nach (*Dorothea Sattler, Peter Zimmerling, Andrea Strübind*). In den entsprechenden Literaturen wird die christliche Einheit längst vorweggenommen, wie gemeinsame Gebete, Liturgien, ökumenische Kommunitäten und Anleitungsbücher für die kirchliche Praxis erfreulicherweise zeigen (*Lorenz Bührmann*). Hier hat das wechselseitige Lernen längst begonnen und bewegt sich fernab von kaum mehr nachvollziehbarer dogmatischer Engstirnigkeit, die außerhalb klerikaler Grenzzäune bestenfalls auf Indifferenz stößt. Eine wichtige Dimension spirituellen

Lebens ist dabei nicht zuletzt die Diakonie, besonders im Bereich der Krankenhausseelsorge (*Ralf Dziewas*).

Die Transkonfessionalität und kirchliche Unbotmäßigkeit der Spiritualität offenbart jedenfalls ein beträchtliches ökumenisches Potenzial, das von den Kirchenhäuptlingen oft argwöhnisch beobachtet wird. Dies gilt vor allem dort, wo diese vermehrt Anleihen bei den Praktiken anderer Religionen macht, insbesondere beim Buddhismus, dessen Erkenntnisse und Techniken sich bis in die therapeutische Arbeit hinein verfolgen lassen. Grund genug, auch diesen Fragen ansatzweise nachzugehen (*Lothar Eder, Thomas Niedballa*).

Das in diesem Heft dokumentierte Oldenburger Symposion stellte sich diesen Herausforderungen und lädt auch die Leserinnen und Leser der hier publizierten Beiträge zu einer kritischen Lektüre ein.

Die übrigen Beiträge widmen sich unterschiedlichen Themen und verweisen auf die Vielfalt theologischer Fragestellungen in einem überwiegend freikirchlichen Kontext.

Oldenburg, im September 2012